

# Die Neue Welt

Nr. 11

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

## Märzlied.

's ist wieder März geworden —  
Vom Frühling keine Spur!  
Ein kalter Hauch aus Norden  
Erstarret rings die Flur.

's ist wieder März geworden,  
März, wie es ehdem war:  
Mit Blumen, mit verdorrtten,  
Erscheint das junge Jahr.

Mit Blumen, mit verdorrtten?  
O nein, was soll der Scherz?  
Gar edle Blumenforten  
Bringt blühend uns der März.

Seht doch die „Pfaffenhütchen“:  
Den „Rittersporn“, wie frisch!  
Von den gesterntten Blüthchen  
Welch farbiges Gemisch!

Der März ist wohl erschienen.  
Doch ward es Frühling? Nein!  
Ein Lenz kann uns nur grünen  
Im Freiheitssonnenschein.

Wie üppig die „Mimosen“,  
Das „Zittergras“ im Sand! —  
Wann kommen „rothe Rosen“  
Und überblühn das Land?

## Im Zwischendeck.

Memoiren eines Auswanderers. Von Johannes Gausse.

(Fortsetzung.)

IV.

Der vierte Tag. Allerlei Zwischenfälle. Die Heringschlacht.

Der Morgen des vierten Tages brach an. Der Himmel war leicht bedeckt, das Meer erregter als Tags zuvor, am Horizont bemerkte man Nebelbildungen, das Zeichen, daß ein Wetterwechsel bevorstehe. An der Schiffsreinigung theilte ich mich mit erhöhtem Eifer, mein Cowboystreife schien eine sichtlich Freude darüber zu empfinden, daß ich mich so gut anließ, und mit verständnisvollem Blick reichte er mir zur Belohnung seine Schnapsflasche, die sein steter Begleiter war.

Durch den Alkoholgenuss angeregt — vielleicht hatte auch schon die Gewohnheit meine Ansprüche gemäßig — mundete mir der Morgenimbiss vortrefflich, auch wußte ich unserem obligaten Suppentocher zu Mittag einige schmackhafte Seiten abzugewinnen. Das System der Selbstverwaltung unserer Futtereimer, das sich bis dahin vorzüglich bewährt hatte, sollte heute eine energische Anfeindung erfahren. Unserem, von den meisten „Kerls“ mit Mißtrauen beobachteten Pensionär, dem jungen Russen, war heute das Reinigungsamt zu gefallen. Dieser Kämpfe für die „große Sache“, der stets ein eifriger Kostgänger unserer „Tafel“ gewesen war, wies die Zumuthung, nun selbst einmal praktisch für das Gemeinwohl zu wirken, indem er unseren Futtereimer einer Reinigung unterzog, mit dem stolzen Bemerkten zurück, daß er Niemanden bediene, da dies seinem Individualitätsbewußtsein widerspreche. Während unsere „Schlowaken“ sich bereits den Freunden der Tafel hingaben, saßen wir noch da mit leerem Magen vor einem leeren Futtereimer. Unser Russe war verschwunden und uns blieb daher nichts weiter übrig, als einem

Anderen das Amt zu übertragen. Ueber diese individualistischen Herrenaffären des jungen Russen brach natürlich ein Sturm der Entrüstung unter den „Kerls“ aus, der seinen Höhepunkt erreichte, als der Wadere plötzlich mit seinem Teller erschien und sein Mittagsmahl beehrte. Viel fehlte nicht, und man hätte ihn weiblich durchgeprügelt, vielleicht das rationellste Heilmittel gegen das Uebermenschenhum, das der Russe in die Praxis zu übertragen versuchte. Ich legte mich ins Mittel, indem ich den Vorschlag machte, unserem bisherigen Kostgänger die Nahrung zu entziehen, bis er zur Erkenntnis seines Unrechts gelangt wäre, auch empfahl ich, unsere „Schlowaken“ von der Resolution in Kenntniß zu setzen, damit der Beurtheilte hier nicht Aufnahme fände. Ein kleiner, beweglicher russisch-polnisch-galizischer Jude, der der Schlowakenabtheilung angehörte und bei allen wichtigen Staatsaktionen zwischen beiden Mächten als Unterhändler fungirte, übermittelte die Resolution. Ein wildes Gelächter, ein wuchtiger Aufschlag mit den Fäusten belehrte uns darüber, daß in diesem Punkte völlige Harmonie zwischen beiden Reichshälften des Zwischendecks herrschte. Das Urtheil war hiernit rechtskräftig geworden und die Abendmahlzeit unterrichtete uns darüber, daß die Vollstreckung desselben von beiden Seiten stritte inne gehalten wurde.

Während des Nachmittags bildete diese Affäre das Gesprächsthema im Zwischendeck, ein Jeder gab seiner Wuth auf seine eigene Art Ausdruck. Ich entsinne mich noch auf ein kleines, lustiges Schneiderlein aus Süddeutschland, das sich mit einem wunderbaren Verständniß seinem Berufe schon äußerlich angepaßt hatte, er humpelte und hatte sich überdies jene charakteristische Rückenwölbung zugelegt, die den übrigen Menschen um Haupteslänge übertrugte. „Lausbub vertrackter“, fauchte er den Individualisten an, „der Ozean soll Dich verschlingen, der Walfisch fressen,“ dabei ballte er seine knöchernen

Hände zu einer Faust und wackelte höchst ergötlich hin und her, sobald er des Russen ansichtig wurde.

Der Tag sollte uns noch ein anderes Intermezzo bringen. Aus dem Zwischendeck vernahm man plötzlich einen markdurchbringenden Schrei, dann dumpfe Schläge. Ich eilte hinunter und sah, wie die „Schlowaken“ einem ihrer Landsleute mit großer Andacht und mit noch größeren Riemen eine weibliche Tracht Prügel applizirten. Noch sprachlos über diesen ungewöhnlichen Vorgang, trat der kleine Jude zu mir und mit vor Erregung zitternder Stimme erzählte er mir, daß der „Schlowak“ seine Uhr gestohlen hätte. „Was würd ich geben, wenn ich sie hätt wieder gekriegt auf rechtllichem Weg, es thut mer ja leid um den armen Mann, was hat gestohlen de Uhr. Aber Se müssen wissen, lieber Herr, daß se is 'n altes Erbstück vom Großvater seliger aus'm Großherzogthum.“ — Aus dem Geschwäg unseres Unterhändlers vernahm ich, daß der „Schlowak“ ihm die Uhr heimtückisch in der Nacht entwendet hätte. Mit der seiner Rasse eigenen Verschmittheit ging auch unser Jude ans Werk, um den Thäter aufzuspüren. Er hatte nämlich den „Schlowaken“ gedroht, den Fall dem Kapitän mitzutheilen, und dann würde sie Alle die Strafe treffen, die auf den Diebstahl steht — und das Schiffsreglement ist gerade nicht von sentimental Menschen erdacht. Die „Schlowaken“, von vornherein überzeugt, daß nur einer der Ihrigen den Diebstahl begangen haben könnte, nahmen unter Assistenz des Stewards eine allgemeine Leibesvisitation vor, und so wurde der Thäter schon entdeckt, bevor er noch Zeit fand, die Uhr besser zu verbergen. Von einer Anzeige des Diebes sah man ab, da man in berechtigtem Nationalstolz sich nicht seiner Hoheitsrechte begeben wollte, und so wurde die Sühne in der eben geschilderten Form vollzogen.

Doch Leid und Lust folgen einander wie Zwillingbrüder. Gegen Abend sah man den Delinquenten wieder

friedlich mit seinen Richtern und Strafvollstreckern Karten spielen, nur sein schleppender Gang und die sorgfältige Behandlung, die er jenem arg geschändeten unansprechlichen Körpertheil angedeihen ließ, deuteten auf eine ungewöhnlich unzarte Behandlung des edlen Organs hin. — Man sieht, um wie viel bessere Menschen doch die Wilden sind; in der zivilisierten Gesellschaft ist jeder Unglücksvogel, der in einer schwachen Stunde die Eigenschaftsbegriffe verwechselt hat, noch lange nach vollstreckter Strafe als Ausfänger gestempelt; hier unter den „Schlowaken“ betrachtet man die Vergehen der lieben Mitmenschen von höheren Gesichtspunkten. Jene neue Erkenntnis der Straftheoretiker, daß das Verbrechen der Ausfluß einer krankhaften Veranlagung des Menschen sei und die Strafe daher nicht als die Sühne, sondern als eine Art Erziehungsmittel zu betrachten wäre, ist in der Praxis dieser Herrschaften längst zum Axiom geworden. Essen und Trinken, Stehlen und Räubern werden als gleich nützliche und angenehme Tätigkeiten empfunden, nur die sich aus ihnen ergebenden Konsequenzen sind mehr oder weniger angenehmer Art für den Thäter. Hierin gipfelt das moralische Bewußtsein unserer „Schlowaken“.

Gegen Abend war das Wetter recht ungemüthlich geworden, so daß „Kerls“ wie „Schlowaken“ es vorzogen, ins Deck zu gehen, auch übte die heutige Abendmahlzeit eine besondere Anziehungskraft auf die Zwischenbeder aus: Pellkartoffeln und Hering! Dieses Proletariengericht wird als eine ganz besondere Delikatesse im Zwischendeck geschätzt, nur zweimal wird es in der Woche verabfolgt, dann wird eine wahre Treibjagd auf diese edlen Meeresbewohner veranstaltet, ein Jeder versucht so viele wie irgend möglich von ihnen zu erhaschen, alle Bande der Disziplin sind gelockert, selbst meine Autorität als Stubenältester wird nicht mehr respektiert. Da der Hering selbstverständlich im Urzustand verabfolgt wird, d. h. ungeräuchert, wie er eben dem Fasse entnommen ist, so ist Jeder, der irgend welche ästhetische Bedenken gegen diese Zubereitung hegt, gezwungen, ihn an der „Tafel“ zu reinigen. Alle Ueberbleibsel, wie auch die Kartoffelschalen, und selbst ganze Kartoffeln, die meistens schon stark in Fäulniß übergegangen sind, fliegen kurzer Hand unter den Tisch. Man kann sich kaum eine Vorstellung von dem Zustande im Zwischendeck nach solch einer Heringschlacht machen, der Fußboden, bedeckt mit Speiseabfällen, macht den Eindruck, als hätte hier jenes nützliche Vorstenthier mit dem garstigen Namen gehauert. Wer nicht die Behändigkeit eines Tanzlehrers besitzt, läuft unbarbarisch Gefahr, auf diesem Schmutz auszugleiten. Natürlich tragen auch die Heringskadaver, deren eigenartiger Geruch die bereits vorhandenen Dbeurs durchströmt, nun auch noch ihr Theil zur Verschlechterung der Atmosphäre bei.

Diesem zweifelhaften kulinarischen Genuß folgte die geistige Erbauung, die mir nunmehr mein Cowboy, wie allabendlich, angedeihen läßt. Es war eine stimmungsvolle Szene, wie wir Beide hingekauert am Eingang zum Zwischendeck saßen, der Wind pffte uns um die Ohren, unheimlich brüllte das Meer, wie das Grollen eines schwer verwundeten Tigers, von Zeit zu Zeit spritzte eine naseweise Welle über Bord, als wollte sie sich erkundigen, wie es den Menschen hier erginge. Der alte „P. Galland“ ächzte in allen Fugen, dazwischen mischte sich das monotone „Klipp, Klapp“ der Maschine, düstere Rauchwolken entstiegen dem Schornstein, die sich bald in dem aufsteigenden Nebel verloren. Ein größerer Sturm war im Anzuge. Heute war mein Cowboy außerordentlich gut aufgelegt, er machte den Eindruck, als hätte er der Schnapsflasche mit ganz besonderem Behagen zugesprochen. Den übrigen Zwischenbedern gegenüber beobachtete er immer noch eine kühle Reserve, ich war der Einzige, der sich seines Vertrauens und seiner Freundschaft rühmen durfte. Und sein Vertrauen kannte heute keine Grenze, er zeigte mir seine Brieftasche — an Bord ein gar gefährliches Beginnen —, die von Hundertmarkstücken und größeren Dollarnoten strakte. Ueber die Herkunft des Geldes erging er sich in allerhand Widersprüchen, einmal sollte es eine Erbschaft sein, die er in Deutschland angetreten hatte, dann wollte er es wieder im fernem

Westen erworben haben, in seiner Eigenschaft als Cowboy oder Soldat. So schwankend, wie seine Angaben über seine Thätigkeit, waren auch die über seinen Besitz. Dann ging er auf seine Zukunftspläne über, das Cowboyleben hätte er satt, er wollte nun wieder zur See gehen und sich einen Schmugglerfutter, wie sie zwischen den westindischen Inseln und dem Kontinent verkehren, zulegen. Ein recht gefährvoller Beruf — in den südlichen Gewässern steht das Menschenleben bekanntlich nicht zu hoch im Kurs, aber es waren damit auch wieder recht angenehme Abenteuer verbunden, und dann warf das Schmugglerhandwerk einen betartigen Verdienst ab, daß man reichlich für alle Gefahren entschädigt wurde. Wenn man auch dann und wann einen Menschen „kalt“ machen müsse — das wäre Alles nicht so schlimm, so ließ sich mein Cowboy weiter vernehmen, man muß nur erst den Anfang damit machen! Mir graute vor meinem neu erworbenen Freunde.

Ein durchdringend klagender Ton brach unsere Unterhaltung über dies interessante Thema ab. Gerade nicht in der gehobenen Stimmung suchte ich mein Lager auf, mein Schlaf wurde oft unterbrochen durch das heftige Schankeln des Schiffes oder durch den grausigen Ton des Nebelhorns, und in meine Träume verwoben sich die Worte des Cowboys: Es wäre garnicht so schlimm, einen Menschen „kalt“ zu machen. — Ja, die Gewohnheit! —

## V.

## Der fünfte und sechste Tag. Der Sturm.

Am Vormittag des heutigen Tages setzte das Wetter mit erneuter Heftigkeit ein, die Wellen spritzten in immer kürzeren Zwischenräumen über Bord, das Schiff war in dichten Nebel gehüllt, bald näher, bald ferner vernahm man ein dumpfes Rollen, wie das Geknatter von Tausenden von Musteten. War es ein ferner Donner oder die Detonation des Meeres? — Es war nicht festzustellen.

Die Luken des Zwischendecks waren bereits alle geschlossen, nur der Haupteingang war noch zur oberen Hälfte geöffnet, die untere war mit Brettern verlegt. Während des Vormittags hatte ich mich mit dem Cowboy in der Küche aufgehalten, für welche Bevorzugung wir zu allerhand kleinen Dienstleistungen vom Personal herangezogen wurden, als da sind: Kartoffelschalen, Geschirrwaschen, Ausfegen usw.

Um die Mittagsstunde begab ich mich ins Zwischendeck, um meines Amtes zu walten, die Abfiltration war bald erledigt, da die meisten „Kerls“ wieder von der Seekrankheit gepackt waren. Der Aufenthalt war unter diesen Umständen selbst am Tage kein idealer, und ich machte, daß ich wieder hinaustam. Aber, o Jammer, o Graus! Die Eingangstür hatte man in Anbetracht des stürmischen Wetters inzwischen fest verschlossen, und ich hatte damit die Anwartschaft, vielleicht mehrere Tage in dieser Hölle zu verbringen. Der Gedanke allein schon ließ mich erschauern. Das Tageslicht drang nur schwach in unsere Räume, daher wurden einige trübe Petroleumlampen angezündet. Nunmehr bot sich mir die unfreiwillige Ruhe, alle Sonderabtheilungen des Zwischendecks einem eingehenden Studium unterziehen zu können. Ich stieg die Treppe, die von dem Lichtschacht in die „Familien“kabine führt, hinunter. Das Glend, das sich hier unverhüllt unseren Blicken entrollt, spottet jeder Beschreibung. Der Brodem, der dieser Pesthöhle entströmt, betäubte mich fast, die Hand vor Mund und Nase gehalten, wagte ich nur zu atmen, die Junggesellenabtheilung ist im Verhältnis zu dieser Höhle ein paradiesischer Ort. Hier waren Menschen aller Nationen und Rassen, beide Geschlechter und Altersklassen in kleinen Sonderabtheilungen zusammengewerft. Die Meisten wälzten sich, von heftigen Schmerzen geplagt, auf ihrer Streu umher, Andere saßen, in stumper Ruhe den Kopf in die Hände gestützt, vor den wenigen Tischen, auf den umherstehenden Kisten und Koffern kauerten in Lumpen gehüllte Weiber und waren unablässig bemüht, ihre winniernden Kinder zu beschwichtigen. Junge Mädchen, kaum dem Kindesalter entwachsen, denen diese verruchte Umgebung den Rest des Schamgeföhls ge-

raubt hatte, trieben ihre zotigen Späße mit halbwichigen Wangen. Alte Weiber warfen dazwischen zynische Bemerkungen, während die Männer fluchten und schimpften oder ihren Unmuth der Schnapsflasche anvertrauten. Hier fand ich auch unsere Berliner Landsleute wieder, denen ich am ersten Tage im Hafen von Amsterdam begegnet war; der Mann hatte während dieser Zeit überhaupt nicht sein Lager verlassen, während seine bessere Hälfte doch dann und wann einen schüchternen Versuch gemacht hatte, das Deck zu erklimmen. Auch den Italienern war alle Lust zum Singen und Springen vergangen.

Am grausigsten waren aber die Zustände in der Familienkabine der russischen Juden. Mit dem dieser Rasse eigenen Hang zum Schmutz hatten sie auch hier Alles vermieden, was ihr Glend mißern könnte. In schmutziger Habgier hatten sie in den Betten alle möglichen Speisereste aufgehäuft, neben Heringen, die auch von ihnen als besondere Delikatesse geschätzt wurden, lagen, in Papierfalten gehüllt, schmierige Fleischstücke und vertrocknete Semmeln, und darüber wälzte sich ein fetttriefender Judenkimmel. Und im weiten Umkreise war die Atmosphäre von einem penetranten Knoblauchgestank verpestet.

Ich ging weiter. Den Juden gegenüber befand sich die „Schlowaken“-Herberge. In dem Halbdunkel erkannte ich jene Familie, der ich am zweiten Tage an Deck begegnet war; der Zustand der Frau war ein erbarmungswürdiger, von der Seekrankheit geplagt, umschlang sie krampfhaft ihren winselnden Säugling, aus ihren tiefen Augenhöhlen rannen Thränen. Ich griff mechanisch in meine Tasche, wie zu besseren Zeiten — sie war leer... Ein heftiger Ruck, begleitet von einem durchdringenden Schrei, ein unheimliches Rasseln der Schraube — der Sturm tobte mit fürchterlicher Gewalt. Man konnte sich nur noch tastend weiter bewegen, einige Leute wurden aus den Bettstellen geschleudert, umherstehende Kisten zertrümmert — ein allgemeines Chaos. Diese grausige Szenerie wurde von den qualmenden Lampen gespensterhaft beleuchtet.

Unaufhörlich schwankte das Schiff, gegen die Wandungen polterten die Wogen, als wenn sie Einlaß begehrten. Auch der Beherzigsten bemächtigte sich eine stumme Furcht. Ein junges Mädchen, nur nothdürftig bekleidet, mit aufgelösten Haaren, warf sich wild aufschreiend einem fremden Manne an den Hals: „Rette mich... Hilfe!... ich gehe ja unter!“ — War die Unglückliche plötzlich irrsinnig geworden? Dann sank sie ohnmächtig zusammen. Mitleidige Menschen trugen sie in ihr Bett zurück. An einem seitlichen Tisch saßen mehrere Burshen, die zuvor der Schnapsflasche eifrig zugesprochen hatten. Unter wildem Gelächter, mit branntweinheiserer Stimme begleiteten sie diese Szene mit unflätigen Redensarten... Wieder ein heftiger Stoß, die Schraube war über Wasser gehoben und rasselte schauerlich, als wenn das Schiff bersten sollte. Die ganze Gesellschaft flog unter den Tisch und bearbeitete sich gegenseitig.

Inzwischen betrat der Kapitän und der Schiffsarzt das Familiendeck; es war die Inspektionsstunde. Letzterer wurde bald von Unglücklichen aller Art umringt. Der Eine verlangte ein Mittel gegen die Seekrankheit, der Andere wollte ins Lazareth gebracht werden, auch beklagte man sich über die schlechte Verpflegung und den Schmutz. „Unsim“, war die kurze, ablehnende Erwiderung. Dann holte der Arzt aus der Westentasche einige Pillen, das Universalheilmittel gegen alle Schäden im Zwischendeck, und vertheilte sie äußerst freigebig unter den Bittstellern. Nur der Frau mit dem kranken Säugling widmete er einige Aufmerksamkeit. Er verordnete ihr eine Extraktion und dem Säugling Milch, zuckte die Achseln und knurrte im Weitergehen: „Wenn heute Abend nicht besser, dann ins Lazareth,“ wovon die Frau kein Wort verstand. Damit verließen die Schiffsgewaltigen das Familiendeck, man schien mit dem Gesundheitszustand der Passagiere im Ganzen zufrieden zu sein. Die Enttäuschten aber machten sich Luft in wilden Verwünschungen; man schimpfte in ohnmächtiger Wuth, stieß Drohungen aus, aber die menschliche Stimme verhallte in dem Getöse der Elemente, kein Hoff-

nungsstrahl, keine Linderung der Qualen. Dann verfiel die Masse in ein dumpfes Brüten, eine Schwüle breitete sich über den Raum aus; mich beschlichen bisher unbekannte Gefühle. . . . Hier haust das Gespenst der Armut, der physischen und moralischen Verkommenheit und der Verzweiflung, dazu gesellt sich die wahnsinnige Furcht vor einem elenden Untergang, vor dem nassen, kalten Grabe. Das grauenerregende Milieu des sozialen Elends!

Von den Menschen zu den Thieren. Unweit der Familientabine, mehr im Mittelpunkt des Schiffes, finden wir verschiedene Stallungen für das Schlacht- und Federvieh. Welche Gegensätze! Dort ein Ekel erregendes, von den elendesten Menschen bewohntes Verließ, hier ein gut ventilirter, peinlich sauber gehaltener Raum. Er hatte aber auch die hohe Bestimmung, das Vieh, das den saftigen Braten für die Tafel der Kajüte liefert, zu beherbergen. Da lohnt es

zentriren. Dann versuchte ich mit dem neben mir stehenden Mann, der mit der einen Hand an einem eisernen Träger sich festhielt, während er mit der anderen das Buch hielt, ein Gespräch anzuknüpfen. Er war einer von den wenigen Leuten im Zwischendeck, die sich von dem Getriebe fern hielten; allen Reisegefährten gegenüber beobachtete er stets eine reservirte Höflichkeit, schien aber nicht das Bedürfnis zu empfinden, sich dem Einen oder Anderen näher anzuschließen; meistens studirte er in englischen Büchern. Heute erfuhr ich, daß ich es mit einem politisch Verfehlten zu thun hatte. Die Polizeiorgane hatten ihm das Leben in den verschiedensten deutschen Städten so unerträglich wie irgend möglich gemacht, so daß er, der ewigen Nachstellungen überdrüssig, freiwillig dem Vaterlande den Rücken kehrte. Er wollte nach Chicago, wo schon viele deutsche Flüchtlinge vor ihm eine neue Heimstätte gefunden

zeichnung finde. Eingeschlossen, der Freiheit beraubt, man wußte nicht, ob man das Sonnenlicht wieder begrüßen durfte. . . . Wenn sich nur etwas ereignen wollte, etwas Ungewöhnliches, nur nicht hier in dumpfer Einsamkeit von einer tödtlichen Längeweile gequält werden! Mein Kopf brannte wie höllisches Feuer. Man fragt in diesen Augenblicken nicht viel nach Sein oder Nichtsein. Nur heraus aus dieser Pesthöhle! — den Elementen entgegen. . . . Wenn er nur bersten wollte, der alte Kasten! — Eine Schiffskatastrophe! Grauenhaft schöner Gedanke! Ich begann, mich an ihm zu berauschen. Wo gab es etwas Größeres, ein Schauspiel von gewaltigerer Tragik? — Ein paar hundert Menschen, die ihr bischen Leben den Elementen abringen wollen. — Lächerlich! . . . Und ich sah sie, in wahnsinniger Furcht rasend, aus der Kajüte stürzen. . . . Madame im tiefsten Negligée, der Herr Gemahl im Nacht-



Erster Angriff der Kavallerie auf das unbewaffnete Volk vor dem königl. Schlosse in Berlin am 18. März 1848.

sich schon der Mühe, dem kostbaren Gut eine sorgfältige Pflege angedeihen zu lassen! Für die Fütterung und Reinigung dieser bevorzugten Thiere hatten zwei Burschen Sorge zu tragen, während man für die Instandhaltung des Zwischendecks kaum die Arbeitskraft eines Menschen zur Verfügung stellt!

Ich kehrte in unsere Abtheilung zurück. Ein ähnliches Bild, nur etwas gedämpfter im Ton. Nur unsere „Schlowaken“ ließen sich das Unwetter wenig verdrücken, mit geringer Ausnahme hatten sie sich auf ihr Lager ausgestreckt, apathisch der Dinge harrend, die da kommen werden. Die wenigen „Kerls“ bagegen, die nicht von der Seerkrankheit heimgejuckt waren, lungerten im Vorraum umher, der erträglichste Ort des gesammten Zwischendecks; die Stimmung war durchweg eine gedrückte, selbst die Lust am Karten- und Würfelspiel war geschwunden. — Mich plagte die Längeweile in diesem öden, vom Tageslicht abgeschlossenen Raum. Ich versuchte, dem Beispiel eines Reisegefährten folgend, zu lesen — mir fehlte die Kraft, meine Gedanken zu kon-

hatten. Von außerordentlichem Thatendrang und Verneiser befeelt, hatte dieser einfache Arbeiter — er war seines Zeichens Zimmermann — sich einen für seinen Stand erstaunlich hohen Bildungsgrad angeeignet; durch Selbststudium hatte er es zu einem leidlichen Verständniß der französischen und englischen Sprache gebracht, nun wollte er die Ueberfahrt dazu benutzen, das Erlernte wieder aufzufrischen. Zur Ehre der Zwischendeckspassagiere sei es gesagt, daß sie eine große Anzahl der höchsten Intelligenzen in ihren Reihen bergen, rastlos kämpfende Männer, die Pioniere der Kultur für den fernen Westen.

Dunpff rollten noch immer die Wogen über Bord, grausig ertönte das Nebelhorn, dann wieder ein Krachen und Stöhnen, wie die Sterbelaute eines Ungeheuers, so oft sich die Schraube über den Wasserspiegel erhob. Diese beängstigenden Geräusche aller Art wechselten in fast regelmäßigen Zwischenräumen bis in die Nacht hinein. . . . eine schauerliche Harmonie, das Präludium zu einer wahnsinnigen Katastrophe. . . . Mich beschlichen Stimmungen, für die ich keine Be-

hemde und Schlafmüde. — Aber wo lassen Sie die Konvention, meine Herrschaften? — — In dichten Scharen stürzen sie aus dem Zwischendeck, Männer, Weiber, Kinder. Verzweiflung malt sich in ihren Zügen, Todesfurcht und Wuth; gleich wilden Bestien schlagen sie um sich, was nicht mit konnte, wurde zerstampft. Der Starke hat das Recht. Ueber den Haufen fällt die Scheidewand, Kajüte und Zwischendeck, Menschen ersten und zweiten Grades sind überwundene Begriffe. Und hoch über Allem thront die Natur, die mittheilslose; wild heult der Sturm, höher rollen die Wogen, ohne Unterschied Alles mit sich fortreisend, Schiffsmasten, Segel, Planken, Menschenleiber. Dann hatten sie das Herz des Dampfers berührt. . . . Wild spritzte die Gisch — ein Knall und Alles ist vorüber. . . .

Und immer tiefer sank das Braud. . . . Welch eine erhabene Ruhe dort unten! Meine Schläfen pochten nicht mehr. — —

Ich schlief.

Wie lange ich geschlafen hatte, vermag ich nicht festzustellen. In einer Ecke des Vorraums war ich plötzlich von einer mir sonst unbekanntem Müdigkeit überwältigt worden. Als ich erwachte, dasselbe Bild: im Umkreise eine schwüle Ruhe, die nur von dem Rhythmus der Seekranke unterbrochen wurde; die Monotonie des Raumes wurde von einigen qualmenden Petroleumlampen gespensterhaft beleuchtet. Und wieder begann es in meinen Schläfen zu hämmern, ein ent-

vor Kälte, war ich nicht mehr Herr über mich selbst. Dann versiel ich wieder in einen wüsten Traum, aus dem ich durch das Getöse der Maschine und die Bewegung des Dampfes aufgeschreckt wurde. Dieser Zustand wechselte während des ganzen Tages, dazwischen drängten sich immer und immer wieder die Bilder von der Schiffskatastrophe. Verschiedentlich versuchte ich, mich zu erheben, aber willenlos sank ich auf mein Strohlager zurück. Meine Reise-

Wunderdinge vollbracht — einige meiner Mitgefährten führten allerdings diese schnelle Ueberwindung des Fiebers auf die Universalpille zurück, die ich, nebenher bemerkt, gar nicht verschluckt hatte — nun, einerlei, die alte Lebensenergie war zurückgekehrt, und ich fand die Kraft, mich von meinem trostlosen Lager zu erheben. Eine kalte Abreibung im Waschraum hatte die Lebensgeister wieder vollends in mir geweckt. (Fortsetzung folgt.)



Große Barrikade vor dem Rathhause.

geglicher einseitiger Kopfschmerz raubte mir fast die Besinnung, dazu eine allgemeine Mattigkeit, und dann erfaßte mich eine merkwürdige Angst. Tastend bewegte ich mich nach unserer Abtheilung, nur von dem instinktiven Gefühl beherrscht, mich niederzulegen. Die schlechte Ernährung, die Aufregung des vorigen Tages und die entseßliche Atmosphäre hatten diesen Zustand hervorgerufen. Aber jetzt achtete ich nicht mehr meiner furchtbaren Umgebung, ich war froh, daß es mir noch gelungen war, mein Bett zu erklimmen.

Während des nun folgenden Tages lag ich wie festgebannt; bald in Schweiß gebadet, bald klappernd

gefährten, die bald erkannt hatten, in welcher elenden Lage ich mich befand, nahmen sich meiner auf das Wohlwollendste an; der Eine reichte mir Essen, aber es war mir unmöglich, einen Bissen zu mir zu nehmen; ein Anderer, der es zweifellos noch besser mit mir meinte, holte den Schiffsarzt herbei — mit einer Universalpille aus der Westentasche fand auch mein Krankheitsfall seine Erledigung. Es mag wohl spät Abends gewesen sein, als sich meiner ein wohlthätiger Schlaf bemächtigte. Ich erwachte erst am anderen Morgen, als es wieder lebendig im Zwischendeck wurde. Der Schlaf hatte

### Aus den Berliner Märztagen 1848.

Seit der Ausrufung der Republik am 24. Februar in Paris war die erwartungsvolle Spannung und das Borgesehl eines immer unvermeidlicher erscheinenden Ausbruches auch überall in Deutschland verbreitet. Sehr begreiflicher Weise richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit nach Berlin, der Hauptstadt Preußens, dessen Volk im Kriege gegen Napoleon so viel für die Abschüttelung des fremden Joches gethan, dessen Regierung sich am

längsten und starrsten weigerte, das Volk mündig zu sprechen.

Dazu herrschte damals in der Hauptstadt Preußens große materielle Noth und Arbeitslosigkeit. Die Arbeiterfrage meldete sich mit Macht als die wichtigste der neueren Zeit an, freilich, ohne daß die dazu Berufenen ihre Aufgaben lösen, ihre Gefahren hätten beschwören können. Der alte Apparat versagte den neuen Verhältnissen gegenüber den Dienst; man mußte einsehen, freiere Institutionen wie neue Bahnen und Aderu des Lebensprozesses seien dringend nöthig; vor Allem regte sich das alte Sehnen nach einer Einigung des gesammten deutschen Volkes in verfassungsmäßiger Ausgestaltung, d. h. ausgestattet mit Grundrechten und einer den Willen des Volkes rein darstellenden Volksvertretung.

Dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., schwebte etwas der Art auch vor, freilich malte er sich das Zukunftsbild wesentlich anders aus, als sein preußisches, als das deutsche Volk. Petitionen aus den verschiedenen Provinzen gelangten an den König,



Barrikadenszene am Alexanderplatz.

welche Pressfreiheit und ein deutsches Parlament begehrien.

Ohne daß ein Versammlungsrecht bestand, kamen Versammlungen in dem vor dem Brandenburger Thor gelegenen Vergnügungsort Unter den Zelten zusammen, obgleich nach noch bestehendem Recht die Veranstalter der Festungsstrafe verfallen mußten.

Am Abend des 13. März — gegen die Versammlungen und Stagenmusiken, wie sie mehrfach in Szene gesetzt worden waren, waren Verbote erlassen, auch seit den letzten Tagen die Truppen in den Kasernen schlagfertig bereit gehalten — versammelte sich wieder eine ungeheuer große Menschenmenge. Es war ein Montag, die Handwerker und Arbeiter feierten, man erzählte sich, die Abordnung der großen Versammlung, welche dem König des Volkes Beschwerden und Wünsche unterbreiten wollten (was die Stadtverordnetenmehrheit ihrerseits abgelehnt hatte), solle nicht empfangen werden, denn zur Berufung des Landtages fehle es an Vorlagen. Zensurfreiheit (nicht Pressfreiheit) stellte man in Aussicht, doch dürfe diese



Das Palais des Prinzen von Preußen zu Berlin am 20. März 1848.

erst mit einem Preßgesetz eintreten, obgleich rings um Preußen bereits Preßfreiheit herrschte. Der König hatte erklärt, er lasse sich nicht drängen, was er gebe, gebe er freiwillig. Starke Truppenposten auf dem Schloßplatz, an allen Straßenecken und Brücken, besonders nach dem Thiergarten zu aufgestellt, erregten das Volk noch mehr; selbst der Polizeipräsident von Minutoli hielt das für überflüssig, ja für einen Fehler.

Die Aufregung wuchs immer mehr, aber Arbeiter selbst bestiegen Stühle und riefen: „Wir wollen Freiheit, vollständige Freiheit, ohne Erzeße!“

Die Aufforderung eines Kommissars und eines bewaffneten Gendarmen an das Volk, nach Hause zu gehen, hatte die Vertreibung derselben bis zur Wache am Brandenburger Thor zur Folge. Militärische Hilfe, Leibgarde, Dragoner, Kürassiere, Ulanen, Fußsoldaten rückten an. Sie begnügten sich nicht damit, das Volk zu vertreiben, sie hieben scharf ein. Um Mitternacht trat Ruhe ein.

Auch der 14. März verlief ruhig.

Die Einberufung des Landtages auf den 25. April war das Ergebnis eines am 13. März gehaltenen Ministerrathes; Versammlungen wurden neuerdings wieder verboten, daneben in dem königlichen Patent „die Wiedergewinnung der alten Größe Deutschlands“ und „freie Institutionen“ in Aussicht gestellt. Besonders mißfiel die Vertröstung auf einen in Dresden abzuhaltenden Kongreß der Fürsten; das Wort Kongreß hatte keinen guten Klang mehr; man dachte dabei sofort an Karlsbad und Wien.

Am 15. März Abends kam es wieder zu Zusammenstößen zwischen Militärpatrouillen und Volk. Die Aufstellung und Bewegung von Truppenmassen steigerten gegen sieben Uhr die Aufregung ganz gewaltig, besonders in der Nähe des Schlosses, wo das wehrlose Volk zu seinem Schutz in den benachbarten Straßen kleine Ansätze von Barricaden machte. Verwundungen durch das Militär, Hergabden auf einzelne Leute, Niederhauen Mehrerer — Zimmermann meldet von sechs — reizten das Volk, mit Steinwürfen zu antworten. Ein friedlicher Handschuhmacher, v. Haake, hatte eben seinen Laden schließen wollen, war von einer Patrouille überfallen und mit Säbeln niedergehauen worden.

Von Mißhandlungen, Verwundungen, Zerstörungen von Thüren, Fenstern und Läden durch das Militär am 15. März erzählte man sich, und die Erbitterung im Volke wuchs mächtig an. Eine versprochene Untersuchung der Vorgänge vom vorigen Tage beruhigte nicht, man glaubte nur sicher zu werden durch Zurückziehung des Militärs. Eine weitere Steigerung der gespannten Stimmung brachte die Kunde vom Sturze Metternichs und den Erfolgen der Wiener Volksbewegung.

Schon war in der Nähe des Schlosses längst Fußvolk, Reiterei und viel Geschütz aufgestellt, als das Volk eine Wache am Kölnischen Rathhause in der Breiten Straße vertrieb. Um sieben Uhr marschirte Infanterie aus dem Schlosse: das Volk warf sich von dem gesäuberten Platz in die nächsten Straßen, flache und scharfe Hiebe fielen, auch von Schußwaffen wurde Gebrauch gemacht, während nur ein Theil des Volkes, Arbeiter mit ihrem Handwerkszeug bewaffnet waren.

Die erste Salve kam aus dem Schlosse, die zweite fiel in der Spreegasse. Selbst ein eben dienstfreier Offizier in Uniform wurde so verwundet, daß er zusammenstürzte.

Zimmer lauter wurde der Ruf nach Waffen.

Am 16. März wurde der Antrag auf Bildung einer allgemeinen Bürgerwehr in der Stadtverordnetenversammlung mit 61 gegen 31 Stimmen abgelehnt. Nun trante der vierte Stand dem Bürger nicht mehr, der auf den „Schutz“ des Militärs verwies und Männer mit Stäben und weißen Binden, mit der Aufschrift „Schutzwache“, für genügend hielt, die der Berliner Volkswitz „Leichenbitter“ benannte, und die vielfach selbst vor dem Militär flüchten mußten. So die vor dem Palast des Prinzen Erschienenen, die sich in die Neue Wache flüchteten.

Da wird die Trommel gerührt und der Angriff auf die dichtgedrängte Volksmasse erfolgt so schnell, daß ein Sichzurückziehen und Zerstreuen kaum mög-

lich gewesen wäre. Man trug das Gerücht um, die Artillerie sei zur Mitwirkung befohlen gewesen.

Um sechs Uhr war der Staatsrath zusammenberufen worden: die amtliche Kunde der Wiener Vorgänge war eingetroffen.

Am 17. März wurde die Zensuraufhebung verkündigt, am 18. kündigte der König sein Eintreten für Verwandlung Deutschlands aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat mit Freizügigkeit und Aufhebung aller Zoll- und sonstigen Gewerbebetriebsschranken, Maß-, Münz- und Gewichtseinheit usw. an. Die Einberufung des Landtages ward auf den 2. April vorgerückt.

Zunächst folgte allgemein eine hoffnungsfrohe Aufregung. Am 18. März Morgens zog das Volk aus einer Versammlung zu den Stadtverordneten, diese beriefen eine allgemeine Bürgerversammlung auf den Schloßplatz für zwei Uhr Nachmittags. Preßfreiheit und Reformen wurden als bewilligt verkündet und erregten einen allgemeinen Freudenrausch, vor dem der König gar nicht zu Wort kommen konnte, der auf dem Schloßbalkon erschien. Der mißliebige Minister Bodelschwingh forderte das Volk auf, heimzugehen, er, dessen Entlassung gewünscht und in Aussicht gestellt war.

Möglicherweise gaben gleiche Aufforderungen von Offizieren den Anlaß, daß der Ruf laut wurde: „Zurück mit dem Militär!“

Da plötzlich fielen — wie weiland zu Paris — aus dem Schloßhof, wie man sagt, zwei Schüsse nach der Breitenstraße zu. „Verrath! Waffen!“ rief das Volk, und die alte langverhaltene Erbitterung beim Militär wie beim Volk von den Vorgängen der letzten Tage her brach vulkanartig plötzlich und wüthend aus.

Es ist schwer, Momente zu beschreiben, in denen sich in beschleunigter Eile ein Stück Weltgeschichte abspielt!

Dragoner hieben ein, am Rande des Platzes bei der Stehbahn entwickelten sich Reibereien, aus den Schloßportalen fiel eine Salve auf das fliehende Volk.

Der Kampf begann. Barricaden erhoben sich, in mancher Straße zehn und mehr, im Ganzen etwa vierhundert; man rief und suchte nach Waffen. Die Artillerie ließ ihre Geschütze spielen. Bei der Vorstischen Fabrik vor dem Thor nahmen die Arbeiter und Studenten ein paar bespannte Militärgeschütze, aus denen man auf sie geschossen hatte, als man sie abzuspannen trachtete. Angst und Wuth steigerten sich von Sekunde zu Sekunde. Männer, Weiber und Knaben von zwölf und vierzehn Jahren kämpften mit Feuersieger, wie Wilhelm Zimmermann in seinem Buche „Die deutsche Revolution“ (2. Aufl. 1881) erzählt.

Unter den Leichen, die der Tag aufklärte, fand man Mädchen in Männerkleidung mit Kugelwunden, die Waffen in der Hand, auf dem Kampfplatz liegen, wie 1813 und 1815 in dem Kriege, den sie Befreiungskrieg nannten. „Das Schlachtfeld in der Nacht vom 18. auf den 19. März war ein wahreres Freiheitschlachtfeld als das von Waterloo und würdiger der weiblichen Todesweih.“ Vierzehn weibliche Opfer tödtete die Kugel oder das Bajonnet in dieser Nacht.

Man beklagt, daß damals um den König nur starre Absolutisten gewesen seien, daß besonders Humboldt und General von Radowitsch nicht an seiner Seite waren. Am wenigsten schenkte man dem Prinzen von Preußen Vertrauen, den man für den schlimmsten Berather seines Bruders hielt. Abordnungen, die um Einstellung des Kampfes und Zurückziehung des Militärs baten, wurden im Schlosse abgewiesen. „Das geht nicht,“ antwortete der Prinz von Preußen. „Ich bin ein mächtiger Herr, meine Truppen werden über die Aufständigen siegen,“ antwortete der König. Man sagt, selbst Offiziere hätten einen Friedensschluß geru gesehen, denn auch das Militär hatte stark gelitten; das Volk schlug sich vortrefflich, militärisch gesprochen. „Die allgemeine militärische Dienstpflicht in Preußen hatte militärische Kenntnisse unter allen Ständen verbreitet“ (Zimmermann). Und die meisten Kämpfer waren Beschwerden gewohnte Arbeiter.

„Der Kampf war schwerer als in Paris, dort hatte das Volk von Anfang an Waffen; dort wurde nicht vom Militär mit Kanonen und Kartätschen aufs Volk geschossen.“ Die Zahl der Opfer schätzte man auf mehr als das Doppelte der in der letzten Pariser Revolution Gefallenen.

Im Schlosse scheint man die volle Wahrheit nicht gekannt zu haben, sonst könnte das Schreiben des Königs: „An meine lieben Berliner“ in der Nacht vom 18. auf den 19. März nicht von „vermeintlich vergossenem Blute“ reden, das die Aufrihrer rächen wollten. — — —

Es ist vergebliches Beginnen, den Sieg des Volkes in Abrede zu stellen. Ebenso wenig ist in Abrede zu stellen, daß die Soldaten bei Weitem grausamer und rücksichtsloser auftraten, als die Volkskämpfer.

Es war am Abend des 18. März, als in der Hitze des Barricadenkampfes Bürger und Arbeiter auch in der Oranienstraße die Oeffnung der Häuser und die Beleuchtung der Treppen forderten, um von da aus sich gegen die anrückenden Truppen vertheidigen zu können. Eine Anzahl Arbeiter erzwingt die Oeffnung des Hauses Nr. 67, stürmt die Treppe hinauf und fordert die Oeffnung des durch einen dünnen Glasverschlag verschlossenen ersten Stockes. Kein Klingelschild giebt den Namen des Bewohners an. Sie klingeln einige Male, es wird nicht geöffnet, sie stoßen die Thür ein. Da erscheint ein alter Herr mit weißem Haar und freundlichem Wesen. Er ist erstaunt über den großen Besuch. Als er erfährt, was man will, drückt er sein Bedauern aus, daß man die friedliche Wohnung eines nur den Wissenschaften lebenden alten Mannes vielleicht zum Schauplatz kriegerischer Auftritte machen würde. „Wer sind Sie denn?“ fragt ein Mann aus der Mitte des Haufens. Bescheiden antwortete der alte Herr: „Ich heiße Humboldt.“ „Wie,“ rief er, „sind Sie der berühmte Mann Alexander von Humboldt?“ „Mein Name ist Alexander von Humboldt,“ sagt der Greis. Augenblicklich entblößen Alle ihr Haupt, beklagen, daß kein Klingelschild den Besitzer der Wohnung genannt habe, weil dann Niemand ihn belästigt hätte, und indem sie sich entfernen, machen sie den unten im Hause wohnenden Leuten Vorwürfe, daß man sie nicht benachrichtigt habe, wer da oben wohne.

Eine Ehrenbürgerwache stellten die Volkskämpfer vor das Haus Oranienstraße Nr. 67 und die dorthin Befehligen rechneten es sich zur Ehre an, sie sprachen mit Stolz davon.

Solche Züge stellte das Volk auf als Gegenstücke zu dem, was sich das Militär und voran adelige Offiziere zu Schulden kommen ließen gegen wehrlose Frauen und Kinder in den genommenen Häusern Berlins, gegen Greise auf den Gefangenentransporten nach Spandau.

Spuren sind nachweisbar, daß das siegreiche Volk hätte weiter gehen können, als es ging. Gegen den Palast des Prinzen von Preußen war der Hauptanbruch gewesen, ihn hatte man zerstören wollen. Doch ein Arbeiter, ein Maurergeselle, wies auf die hart daranstößende Staatsbibliothek und die Gefährdung derselben und ihres unerfesslichen Schatzes hin. Da löschte man die Brandfackeln; ein Maler stieg auf eine Leiter und schrieb an Wand und Thüren: „Eigenthum der Nation!“

„Bürgergut!“ „Schont das Eigenthum!“ war an allen Läden der Königstraße zu lesen und an Eigenthumsfrevlern wurde sofort auf der Straße Volksjustiz geübt. „Es gab keinen Böbel,“ schreibt Zimmermann.

Einem Hoflieferanten, der drei Polen demunzirt und sie den Soldaten überliefert hatte, als hätten sie durch Geldvertheilung das Volk gehegt, wurden seine Vorräthe und Möbel auf der Straße verbrannt. Dasselbe widerfuhr einem Gendarmemajor a. D., der zwanzig Waffen suchende junge Leute in sein Haus gelockt und den herbeigerufenen Soldaten ausgeliefert hatte. — — —

Der Volksstiege ist nicht wegzubispütiren. Das Militär zog ab, die Volksforderungen: andere Minister, Preßfreiheit, Anerkennung des Einheitsstrebens aller Deutschen wurden bewilligt; der

König legte die deutschen Farben an, er huldigte den Gefallenen des Kampfes; — die Weichen der Märzhoffnungen standen in vollster Blüthe — es kam Alles anders. — — —

Und doch beruht auf dem tollen Jahre 1848 Alles, was dann weiter geworden ist, vornehmlich alles Gute und alle Fortschritte.

Die Geschichte ist da, um aus ihr zu lernen, für Alle, Große und Niedere, hauptsächlich aber zu lernen, die unvermeidlich in der menschlichen Gesellschaft und der menschlichen Natur begründeten Interessengegensätze und Kämpfe in immer reineren und edleren Formen zu führen. Neue Verhältnisse, neue Klassenlagerungen, neue Interessen haben sich herausgebildet. Der 1848 erst in embryonaler Anlage vorhandene Lohnarbeiterstand ist zu einer mächtigen, großen Klasse mit eigenen Lebensgesetzen, mit großen Aufgaben für die gesammte Kulturentwicklung der Menschheit geworden. Er hat schon vor fünfzig Jahren Proben abgelegt davon, was er als politischer und kultureller Fortschrittsträger vermag. Immer mächtiger und immer hochgefunter wird sich das werktätige Volk entwickeln und alle seine Anlagen und Kräfte entfalten! Eine Schwäche nach der anderen wird es abstreifen und den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung erkennend, diesen immer nachdrücklicher fördern, wie Goethes Iphigenie das Land der Griechen, so das Wohl Aller, gleiche Rechte und gleiche Pflichten alles Dessen „mit der Seele suchend“, was menschliches Anstöß trägt.

## Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Pauline erwartete Gustav. Er hatte ihr geschrieben, daß er in den ersten Tagen des Oktober in Halbenau eintreffen werde.

Das Mädchen ließ sich nicht anmerken, daß sie vor Sehnsucht nach ihm vergehen wollte. Sie verrichtete ihre Geschäfte und Arbeiten mit der gewohnten Sauberkeit, aber während sie die Nadel führte, am Schenkerfasse stand, oder am Webstuhl saß, schwärmten ihre Gedanken hinaus in die Zukunft. In der Phantasie hatte sie sich bereits ein trauliches Heim zu recht gemacht, für sich und Gustav, den Jungen, und — wer weiß, was mit der Zeit noch dazu kommen mochte.

Sie war nicht mehr das unbedacht liebende Mädchen, das sich kopflos mit starken Trieben dem Geliebten in die Arme geworfen hatte; die Mutter hatte in ihr die Oberhand gewonnen. Sie liebte Gustav, den Vater ihres Sohnes, den zukünftigen Gatten und Beschützer ihres Kindes mit tiefgewurzelter, warmer, gleichmäßiger Innigkeit.

Sie war so glücklich, daß sie ihn nun ganz wieder haben sollte. Die letzten Jahre waren schrecklich gewesen, mit ihren einsamen Nächten, den Zweifeln an seiner Treue und der quälenden Sorge, daß sie ihn ganz verlieren möchte.

Nun kam er! Da mußte ja Alles gut werden. Allerdings waren sie Beide arm, und Gustav hatte noch keinen Beruf. Man würde einen schweren Kampf zu kämpfen haben; aber für Pauline bedeutete das nichts. Ihr lag die Zukunft im rosigen Lichte. Wenn sie nur ihn hatte, den Vater ihres Jungen. Darin war für sie das Wohl und Wehe des Daseins beschlossen.

Daß sie ihn halten würde für immer, als den Ihren, ihr allein Gehörigen, bezweifelte sie keinen Augenblick. Sie war sich des Schabes von anziehenden Reizen und erwärmender Liebeshörigkeit, womit die Natur sie ausgestattet hatte, in naiver Weise bewußt. Ganz umstricken wollte sie den Geliebten mit ihrer großen Weibseliebe, daß er gar nie auf den Gedanken kommen könnte, sich ein besseres Loos zu wünschen, oder je wieder nach einer anderen Frau zu blicken.

Der Mutter hatte sie erst ganz zuletzt und nur mit einer kurzen Bemerkung angedeutet, daß sie Gustav erwarte. Das Mädchen ließ die Mutter überhaupt nicht viel von ihren Gefühlen erblicken. Frau Katschner hatte der Tochter in jener Zeit, wo Gustav nichts von sich hören ließ und das Verhältniß so gut wie

aufgehoben schien, zugeredet, von dieser Liebchaft zu lassen; ja, sie hatte es Pauline nahegelegt, sich nach einem anderen Manne umzusehen. Das hatte Pauline der Mutter nie vergessen. Diese Zumuthung hatte sie an der Stelle verlegt, wo sie am tiefsten und zartesten empfand. Jedem anderen Menschen hätte sie das vielleicht vergeben, nur nicht der Mutter; denn die hätte es verstehen müssen, daß es für sie nur eine Liebe gab, in der sie lebte, mit der sie sterben würde.

Seitdem war eine Entfremdung eingetreten zwischen Mutter und Tochter. Die beiden Frauen lebten zwar äußerlich in Frieden; es gab keine Zanerei und keinen Hader. Mit Pauline sich zu streiten, war überhaupt schwer, da sie Alles innerlich abmachte und nur mit Blicken Widerspruch zu erheben pflegte. Aber die Tochter verschloß sich in ihren wichtigsten Regungen und Gefühlen der Mutter gegenüber, mit der sie doch scheinbar im vertrautesten Umgang lebte.

Gegen Vormittag kam Frau Katschner aus dem Dorfe zurück. Sie hatte eine Leinwand zum Faktor gekauft und brachte Garn zu neuer Verarbeitung zurück. Sie verkündete die Nachricht, Büttners Gustav sei heute früh in Halbenau eingetroffen. Pauline erzitterten die Kniee; der Mutter gegenüber stellte sie sich jedoch an, als ob die Nachricht ihr ziemlich gleichgültig sei. „So!“ meinte sie, „da wird er wohl oh hierruf kommen in den nächsten Tagen.“

Mit dieser äußeren Kühlung stimmte der Eifer nicht ganz überein, mit welchem sie Vorbereitungen traf für den Empfang des Gastes. Da wurde gekocht und geschmort. Frau Katschner, welche von der herrschaftlichen Küche her allerhand besondere Künste mitgebracht hatte, mußte auf Bitten der Tochter einen feinen Kuchen backen, zu welchem Pauline selbst die Zuthaten beim Krämer holte. Dann kam das Kind an die Reihe. Es wurde mit dem wollenen Kleidchen angeputzt, das Komtesse Ida der jungen Mutter kürzlich zugeschickt hatte. Schließlich machte auch Pauline sich selbst zurecht, ordnete ihr Haar und steckte die Granatbroche an, die Gustav ihr früher einmal vom Jahrmart mitgebracht hatte.

Der Nachmittag zog sich hin in Erwartung des Bräutigams. Zum Kaffee wird er wohl kommen, dachte Pauline bei sich; daß er zu Hause bei seiner Mutter essen würde, war anzunehmen. Die Besperzeit verging, er war noch nicht gekommen. Frau Katschner hatte den Kaffee selbst getrunken, damit er nicht umkomme, und den Kuchen weggeschloffen. Es wurde dunkel in der kleinen Stube.

Pauline, die sich den ganzen Tag über lebhafter gezeigt hatte als gewöhnlich, war still geworden. Sie entleidete den kleinen Gustav seiner Festfäden und brachte ihn zur Ruhe in die Kammer. Frau Katschner hatte die Lampe bereits angezündet, als Pauline wieder ins Wohnzimmer trat. „Nu war ar buch ne gekommen, Pauline!“ sagte die Mutter halb mitleidig, halb neugierig, was die Tochter nun anstellen werde; jedenfalls war sie nicht ganz frei von Schadenfreude. Pauline erwiderte nichts; in ihrer gespannten, trostlosen Miene lag Alles ausgesprochen. Jetzt hielt sie es nicht mehr der Mühe werth, der Mutter gegenüber den Schein der Gleichgültigkeit aufrecht zu halten.

Nichts desto weniger besorgte sie Alles, schaffte und ordnete, wie sie es jeden Abend zu thun gewohnt war. Aber als sie allein war in der Kammer bei dem schlafenden Kinde, brach der zurück gehaltene Jammer aus.

Sie saß auf der Kante ihres Bettes. Die Thränen liefen ihr über die Wangen, unaufhörlich. Daß er ihr das anthun konnte! Er war im Dorfe! Seit dem frühen Morgen schon war er da, und zu ihr hatte er den Weg noch nicht gefunden. So wenig hielt er auf sie, so wenig bedeutete sie für ihn. Das hatte sie nicht verdient um ihn! —

So saß sie Stunden lang. Das Kind störte sie nicht. Ruhig lag der Junge in seinem Korbe, mit den gleichmäßig leichten Athemzügen des gesunden Kinderschlummers. Die Kälte, welche von allen Seiten eindrang in die Kammer, seit im Nebenraum das Feuer ausgegangen war, fühlte sie kaum. Ihr Blick war durch die kleinen Scheiben des Schiebe-

fensterchens hinaus gerichtet in den Garten, der in hellem Mondschein lag, wie ein Tuch. Die alten Obstbäume zeichneten mit ihren krüppeligen Ästen verzwickte Schattenbilder darauf. Wie oft in früheren Zeiten hatte sie hier so geessen, klopfenden Herzens in die Nacht hinein wartend, ob er wohl kommen werde. Sie dachte an jenes erste Mal, wo er vor ihrem Fenster gestanden. In einer warmen Juninacht war es gewesen; nur seinen Fuß hatte sie bis dahin gekannt. Wie er sie da um Einlaß gebeten! welche Worte er da gehabt hatte! welche Gebete und Schwüre!

Und jetzt, nachdem sie ihm Alles gestattet, Alles gegeben, was sie hatte, nachdem sie ihm ein Kind geboren und ihm durch schwere Zeiten hindurch die Treue gehalten, jetzt brachte er es über sich, nach langer Trennung, einen ganzen Tag im Dorfe zu sein und nicht zu ihr zu kommen.

Die Uhr schlug zehn vom Kirchturme. Sie starrte noch immer in den Garten. Ihre Thränen waren versiegt. Eine Art von Kälte war auch über ihre Seele gekommen. Mochte es sein, wie es war; es war gerade recht so! Sie wollte den bitteren, feindseligen Gefühlen nicht wehren. Es lag ein Genuß darin, das Unrecht, das Einem widerfuhr, auszukosten und Den in Gedanken schlecht zu machen, der es Einem zugefügt.

So also hielt er seine Schwüre! Das war wahrscheinlich die Art, wie er sie von jetzt behandeln wollte. Jetzt, wo sie das Kind von ihm hatte, wo sie ihm sicher war, hielt ers wohl nicht mehr für nöthig, lieb mit ihr zu sein.

Ober ob er seine Pläne inzwischen geändert hatte? — Vielleicht dachte er daran, eine ganz Andere heinzuführen. Er plante wohl gar eine reiche Heirath! — Da war Ottilie Katschel, die Tochter aus dem Kretscham, seine Cousine. Wie hätte ihn nur gar zu gern gehabt. Diese alte, widerliche Person! — Aber hieran glaubte Pauline selber nicht recht. So schlecht konnte Gustav nicht sein! Und außerdem war sie sich ihrer eigenen Vorzüge doch zu sehr bewußt, die im Wettstreite mit der häßlichen Kretscham-Tochter den Sieg davonzutragen mußten.

Ob sie ihm etwa zu Hause abgeredet hatten? Mit den alten Büttners stand sie sich ja neuerdings besser; aber da war diese böse Sieben: Therese. Vielleicht hatte die irgend eine Verläumdung erfunden, der Gustav Glauben geschenkt.

Er war ja überhaupt so mißtrauisch! Alles glaubte er, was ihm von bösen Menschen Schlechtes von ihr gesagt wurde. „Uebelnehmisch“ war er auch. Tage lang konnte er wegen einer Kleinigkeit „muffchen“. Und seine Eifersucht! Wenn ein Anderer sie nur mit einem Blicke ansah, war er sofort außer dem Häuschen. Pauline mußte lächeln, als sie an einen Vorgang dachte, beim Kirchweihfest, vor einigen Jahren. Da hatte er sie einem Tänzer aus den Armen gerissen und sie vom Tanzsaale weggeführt, weil er gefunden, daß ihr Partner den Arm zu fest um sie gelegt hatte.

Wie thöricht er sich bei so etwas anstellen konnte! Aber ein lieber Kerl war er doch! Sie hatte gut, ihn mit ihren Gedanken anklagen und sich einreden, daß sie ihn hasse, und daß sie nichts mehr von ihm wissen wolle; das glaubte sie ja Alles selber nicht. Er war und blieb ihr Gustav, ihr Einziger, ihr Herzallerliebster. Morgen würde sie sich aufmachen, ihn aufzusuchen und ihn zur Rede stellen, sei es wo es sei. So sehen und zurückhaltend das Mädchen sonst war, davor hatte sie keine Angst. Es war nicht das erste Mal, daß sie ihn zu sich zurück geführt hatte.

Nachdem dieser Entschluß in ihr gereift war, fühlte sie sich sehr ruhig, glücklich gerabezu. Sie erhob sich, nahm das Kind aus dem Korbe, hielt es ab und machte sich dann ans Auskleiden. Schnell in die Federn! Die Glieder waren ihr steif geworden vom langen Aufsitzen in der Kälte.

Sie hatte sich das Deckbett bis an den Hals gezogen und die Augen geschlossen zum Schlummer, als ein leichtes Geräusch an ihr Ohr schlug, draußen von der Hauswand kam es her. Sie fuhr im Bette in die Höhe; den Ton kannte sie. Alles Blut war ihr in einer starken Welle zum Herzen gedrungen.

Noch einmal dasselbe Klopfen an der Lehmwand! Sie war schon am Fenster und schob den Schieber bei Seite. Richtig! Da draußen stand eine dunkle Gestalt. „Gustav?“ — „Ja!“ — „Ich komme!“ Schnell ein Tuch über die bloßen Arme geworfen! Etwas an die Füße zu ziehen, nahm sie sich nicht erst die Zeit. Dann die Kammerthür nach dem Ausgang geöffnet! so leise wie möglich die hintere Hausthür aufgeriegelt und aufgeklingelt!

Im Rahmen des Thürstocks erschien jetzt seine Gestalt. Sie griff nach Gustavs Hand, leitete ihn, damit er in der Dunkelheit nicht zu Falle komme. Erst als sie ihn drinnen hatte bei sich in der Kammer, den Geliebten, warf sie sich ihm um den Hals, wie sie war, nicht achtend der Kälte und Nässe, die er aus der Nacht mit herein brachte.

## XII.

Die von Edmund Schmeiß versprochenen Dinge- und Kraftfuttermittel trafen in einem großen Breitwagen auf dem Böttnerischen Gehöfte ein. Der Fuhrmann übergab einen Lieferchein, der am Kopfe die Firma „Samuel Harrassowik“ trug. Der Böttnerbauer begriff nicht, was das heißen sollte. Er hatte doch mit Edmund Schmeiß gehandelt und nicht mit Harrassowik. Der Kutscher, den der Bauer darüber ansprechen wollte, wußte auch keinen Bescheid zu geben. Er sei von der Firma S. Harrassowik beauftragt, seine Fracht hier abzuladen. Es waren Säcke mit Chilisalpeter und Knochenmehl, und ein Haufen Erdmischlingen. Der Fuhrmann ließ sich die Empfangnahme vom Bauern quittieren und übergab dann einen Brief. Darin bekannte Samuel Harrassowik, Bezahlung für gelieferte Dinge- und Kraftfuttermittel durch ein von Herrn Edmund Schmeiß an seine Ordre remittirtes Accept des Bauerngutsbesizers Traugott Böttner in Halbenau empfangen zu haben.

Der Böttnerbauer stand rathlos vor dem Papiere. Was bedeutete nun das wieder! Wie viel schuldete er nun eigentlich und für was? Und wessen Schuldner war er?

Der künstliche Dinger wurde vom Wagen genommen und in einer Ecke des Schuppens untergebracht. Der alte Bauer empfand nichts als Verachtung diesen Säcken gegenüber mit ihrem salzartigen Inhalte. Was sollte dieses Zeug seinen Feldern nützen! Das war ja nur neumodischer Unsinn. Wie konnten einige Handvoll solchen Pulvers ein Fuder Mist erzeugen, wie neuerdings gelehrte Leute aus der Stadt behaupteten. Mit Ingrimm betrachtete er sich diese Säcke, in denen sein gutes Geld steckte.

Gustav dachte anders darüber, als der Vater. Er war während seiner Dienstzeit in vorgeschrittenere Wirthschaften gekommen, als die väterliche war, und hatte die Vorzüge der künstlichen Dinger mit eigenen Augen wahrgenommen. Er wußte auch, zu welcher Jahreszeit und auf welchem Boden man die verschiedenen Dingerarten anzuwenden hatte. Der Vater überließ es ihm, mit dem „Zeugs“ anzufangen, was er wollte. Ueber dreißig Jahre hatte er gewirtschaftet ohne dergleichen. Er war zu alt, um darin noch anzulernen.

Auch in anderer Beziehung machte sich Gustavs Einfluß geltend. Die Kartoffelernte hatte inzwischen ihren Anfang genommen. Der Böttnerbauer wollte, wie in den Jahren bisher, das Ausmachen der „Apern“ mit den Seinigen bezwingen. Gustav redete ihm zu, er solle Tagelöhner aus dem Dorfe annehmen, wie die anderen Bauern es thaten. Aber der Alte sträubte sich dagegen, er scheute die Ausgabe; außerdem, behauptete er, würden ihm Kartoffeln gefohlen. Die Ernte zog sich dadurch endlos in die Länge, denn außer dem Alten, der die Furchen anfuhr, standen nur acht Hände für das Lesen der Früchte zur Verfügung. Dabei konnte man Toni, die nicht mehr allzu weit von der Entbindung stand, kaum mehr als volle Arbeitskraft rechnen. Der alte Bauer zankte und witterte, daß es nicht vorwärts rücke. Nächstens werde es frieren und die Hälfte der Kartoffeln stecke noch im Acker. Dabei war doch sein eigener kurzfristiger Geiz und Starrsinn der Hauptgrund der Verzögerung.

Da kam Gustav auf einen Gedanken; er schlug vor, Kinder von armen Leuten, Händlern, Einliegern, Handwerkern, die selbst kein Land hatten, zum Kartoffellesen anzunehmen und sie mit einem bestimmten Maß von Kartoffeln zu bezahlen.

Der Gedanke leuchtete dem Alten ein. Auf diese Weise brauchte kein baar Geld ausgegeben zu werden, mit dem er in letzter Zeit karger umging, denn je zuvor. Die paar „Apern“, welche die Kinder mit fortnahmen, fehlten kaum am Ertrage, und am Stehlen wurden die Kinder auch verhindert, denn sie hatten genug zu schleppen an dem ihnen Zugetheilten. Gustavs Plan kam zur Ausführung. Eine ganze Kotte von Kindern armer Leute wurde angenommen und in wenigen Tagen war die Ernte beendet.

Der Böttnerbauer konnte mit dem Ertrage zufrieden sein. Die Kartoffel war in diesem Jahre gut geblieben. Die Nässe im frühen Sommer hatte das Wachstum des Kräutlers befördert und die Wärme und Trockenheit des späteren Sommers war der Entwicklung der Knollen zu Gute gekommen. Die Früchte waren zahlreich, groß und gesund. Ein wahrer Segen für die Armen, deren Hauptnahrung für den Winter gesichert war. Der Keller unter der Böttnerischen Scheune reichte in diesem Jahre nicht annähernd, um die Hackfrüchte sämmtlich aufzunehmen. Gustav gab daher seinem Vater den Rath, nur Kraut und Rüben in den Keller zu nehmen, und an Kartoffeln so viel, wie man für Haus- und Viehstand im Winter voransichtlich brauchen würde, das Uebrige aber auf freiem Felde einzumietzen. Der Bauer folgte auch darin dem Rathe des Sohnes. Der plötzliche Preissturz, den die Kartoffel gleich darauf erlitt — welcher mit der allgemein gut ausgefallenen Ernte zusammenhing — konnte ihn belehren, daß er recht daran gethan habe. Für das Frühjahr durfte man mit Wahrscheinlichkeit auf ein Anziehen des Preises rechnen.

Die Herbstbestellung verlief unter günstiger Witterung. Zeitig bedeckten sich die Felder mit dem zarten Grün des aufgehenden Winterkorns. Ein milder Spätherbst gestattete es, bis tief in den November hinein zu pflügen. Als die ersten Flocken niedergingen, konnte der Landmann dem mit Ruhe zusehen; es war Zeit für den Schnee. Die Ernte war geborgen, der Acker vorbereitet für die Frühjahrsbestellung, und die Winterung gut ausgegangen.

Mit dem Böttnerbauer war eine Wandlung vor sich gegangen in der letzten Zeit. Er war milder geworden und friedfertiger gegen die Seinen. Die wilde Hast hatte aufgehört, mit der er während des Sommers die Arbeiten betrieben hatte. Er ließ Frau und Kindern größere Freiheit, die Weiber durften im Hauswesen wieder schalten. Bis auf das Vieh herab erstreckte sich seine freundliche Stimmung. Die Pferde erhielten wieder das ihnen gebührende Maß Hafer und dankten ihrem Herrn bald dafür durch besseres Aussehen. Sich selbst gönnte der Bauer jetzt auch wieder Schlaf und Nahrung. Die guten Folgen davon bekam zunächst die Bäuerin zu spüren; er erschreckte sie Nachts nicht mehr durch Selbstgespräche und unheimliches Umgehen. In der Kirche war er bald wieder der Aufmerksamsten einer, und der Pastor bekam ein freundlicheres Gesicht zu sehen, als den Sommer über.

Das waren die segensreichen Folgen von Gustavs Rückkehr ins Vaterhaus. Seit er seinen zweiten Sohn wieder bei sich hatte, schien der Böttnerbauer wie umgetauscht. Dabei ließ er es den Jungen garnicht mal merken, wie große Stücke er auf ihn hielt und was sein Rath und seine Hilfe in der Wirthschaft ihm bedeuteten. Ueber den Kopf wollte er sich den jungen Menschen auch nicht wachsen lassen. Die natürliche Eifersucht des Alters, das sich von der Jugend überflügelt sieht, spielte dem Vater mit. Außerdem war Gustav nicht der Älteste. Karl blieb auch in den geheimsten Gedanken und Plänen des alten Mannes der Auerbe des Hofes. An dem in seiner Gegend und seiner Familie eingebürgerten Gebrauche, dem ältesten Sohne das Gut zu überlassen, hätte er nie und nimmer rütteln mögen. Karl sollte der zukünftige Böttnerbauer sein und

bleiben, wenn ihn auch Gustav jetzt häufig wie einen Knecht anstellte und behandelte.

Gustav hatte auch die Ordnung der Geldverhältnisse in die Hand genommen. Davon verstand er nur so viel, wie der gesunde Menschenverstand Einem lehrt. Denn Erfahrung in dieser Art Dingen zu sammeln, hatte er bei der Truppe kaum Gelegenheit gehabt.

Er that, vom richtigen Naturtrieb geleitet, das Vernünftigste, was bei der Lage seines Vaters gethan werden konnte, er zählte zunächst einmal die sämmtlichen Schulden zusammen und stellte ihnen gegenüber die Einnahmen auf, die man als sicher erwarten durfte. Dann entwarf er eine Art von Schuldentilgungsplan. Die Weihnachtssinsen hoffte er mit Hilfe des noch unverkauften Hafers zu decken, für den Oftertermin sollten die Kartoffeln bleiben. Wenn Hafer und Kartoffeln nur einigermaßen Preis bekamen, hoffte er auf Ueberschüsse. Freilich, so viel wie nöthig war, um den Wechsel bei Samuel Harrassowik zu decken, würde auf keinen Fall übrig bleiben. Da mußten eben noch andere Quellen aufgethan werden. Vielleicht ließ sich in diesem Winter etwas mehr aus dem Walde nehmen, als sonst. Dann mußten allerdings die letzten Bäume, die dort noch standen, dran glauben. Auch daran dachte er, die zwei Schweine, welche die Bäuerin gewöhnlich um Weihnachten herum schlachtete, die Speck und Schinken für das ganze Jahr hergeben mußten, zu verkaufen, statt sie ins Haus zu schlachten. Sowie die Schweine nicht mehr im Stalle wären, würde ja auch Milch übrig sein, und dann konnte mehr gebuttert werden. Das Stroh, welches von der Kornernte her reichlich vorhanden war, mußte auch in Rechnung gezogen werden. So gab es schließlich eine ganze Anzahl Dinge, die, wenn richtig verwerthet, Einnahmen abwerfen konnten.

Bei dieser Aufstellung war allerdings nicht in Rechnung gezogen die gekündigte und in naher Zeit fällige Hypothek von Gustavs Onkel, Kachelernst. Woher das Geld zur Deckung dieser Forderung beschafft werden sollte, wußte Gustav ebenso wenig, wie der alte Bauer selbst. Als der junge Mann zum Haferverkauf nach der Stadt gefahren war, hatte er sich dort unter der Hand erkundigt, ob und unter welchen Bedingungen die Hypothek unterzubringen sei. Dabei hatte er sich überzeugen müssen, daß solide Geschäftsleute mit Hypotheken an so gefährdeter Stelle nichts zu thun haben wollten. Von einer Seite zwar wurde ihm das Geld geboten, aber unter so übertriebenen Zinsbedingungen, daß er Halsabschneiderei witterte und von dem Geschäft absah.

Gustav gab sich jedoch dieser Forderung wegen nicht allzu schweren Besorgnissen hin. Er konnte sich nicht denken, daß sein Onkel Ernst machen würde mit dem Ausklagen. Nicht etwa, daß er Kachelernst eine solche Härte gegen den eigenen Schwager nicht zugetraut hätte; er kannte den Kretschamwirth nur zu gut. Nein, er glaubte, daß der es nicht wagen würde, den Bauern zum Aeußersten zu treiben. Er mußte doch am besten wissen, daß bei dem Schwager nichts zu holen war. Klage er, so kam es zum Zusammenbruch, und Kachelernst verlor dann seine Hypothek, für die er bisher die Zinsen stets richtig erhalten hatte. Daß der Kretschamwirth daran denken könne, auf Erwerb des Bauerngutes selbst zu spekuliren, nahm Gustav nicht an. Weber Kachelernst noch der Sohn waren Landwirthe, und sein schlauer Onkel würde sich wohl hüten, zu dem, was er schon hatte, sich noch die Last eines größeren Besizes aufzubürden.

Er nahm daher die Kündigung der Kachelernschen Hypothek, die dem alten Bauern so schweres Aergerniß bereitet hatte, garnicht ernst. Das war wohl nur ein Schreckschuß oder ein schlechter Witz, den sich der schadenfrohe Kretschamwirth zu seinem besonderen Ergögen gemacht hatte. (Fortsetzung folgt.)

## Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.